



„Musterstädte“ heißt eine Reihe des Künstlerduos Dellbrügge & de Moll, in der Motive urbaner Räume (links im Bild: Kulturforum Berlin) mit Zitaten von Stadtplanern und Architekten kombiniert werden. Die hintersinnigen Aquarelle sind derzeit im Berliner Kupferstichkabinett zu sehen, gemeinsam mit weiteren Werken bildender Künstler zum Thema Stadt und Architektur.

Unten: der Sanitärnanbau an ein Londoner Townhouse, mit dem Henning Stummel den RIBA-Award gewann.

Abbildung: VG Bild-Kunst, Bonn 2005; Fotos: Luke Caulfield, London

Berlin Wittgenstein in New York

Man darf sich von dem Titel nicht in die Irre führen lassen. Die Ausstellung, die seit Anfang Oktober im Kupferstichkabinett zu sehen ist, handelt nicht von New York, noch thematisiert sie den Philosophen Wittgenstein oder seine Beziehung zu dieser Stadt. Namensgeber war vielmehr das älteste Stück der Ausstellung, ein Siebdruck von Eduardo Paolozzi aus dem Jahr 1965, in dem sich der britische Künstler anhand von Wittgensteins Biographie mit der Wahrnehmung künstlich geschaffener Umwelt auseinandersetzt. Diese Beziehung des Einzelnen zu seiner Umgebung ist das Thema der liebevoll zusammengestellten Schau, die den Blick von über 40 Künstlern auf Architektur und Stadt präsentiert. Die Wahrnehmung wird dabei geschickt gelenkt durch die Gliederung in sieben Kapitel – eine klare räumliche und inhaltliche Choreographie, der man fast unweigerlich folgt.

Zu Anfang laden die architektonischen Traumwelten der „Stadt im Kopf“ dazu ein, sich in Form und Raum zu verlieren. So kann man bei Franz Ackermann in einem Weltall aus locker verteilten Ebenen immer neue Details entdecken oder mit Folke Hanfeld in Dürers „Melencolia I“ auf Spurensuche nach der Geometrie Berlins gehen. Derart inspiriert und auf den subjektiven Charakter der Werke eingestimmt, gibt man sich in das zweite Kapitel, das sich der realen Stadt New York widmet. Diese wird von Martin Rosz in Skizzen auf das Briefpapier seines Hotels gebannt oder von Yvonne Jacquette in Lichtpunkte zerlegt. Die Abstraktion, die hier noch dazu dient, den subjektiven Eindruck festzuhalten,

wird im folgenden Teil der „Medialen Verfremdung“ zum Selbstzweck: Die Architektur wird nur als optisches Ausgangsmaterial genutzt, wie bei Dieter Roths Variationen einer Postkarte des Piccadilly Square. Endpunkt dieses Kapitels ist der Innenraum des Carillon Hotels in Miami, den Sarah Morris bis zur Unkenntlichkeit in Farbflächen zerlegt hat. Zur Entspannung folgt ein radikaler Zoom in die „Makrostrukturen“. Hier arbeitet Pauline Kraneis aus einem Perserteppich Strukturen einer Planstadt heraus, während die Luftaufnahmen Islands von Olafur Eliasson wie abstrakte Gemälde aussehen. Nach diesen Perspektive-Sprüngen pendelt man sich bei der fassbaren Größe von „Gebäude und Fassaden“ mit Arbeiten von Hansjörg Schneider und Stefan Mauck ein, um dann zu den ironischen Architektur-De-montagen des Kapitels „Kritik und Vision“ überzugehen, in dem unter anderem Dellbrügge & de Moll die Ödtheit realer Orte in Berlin mit den Aussagen ihrer Planer konfrontieren. Nach dieser Ernüchterung folgt der Rückzug in die Reinheit der Geometrie, die ihre Faszination in Olaf Nicolais filigranen Plotterzeichnungen entfaltet. Und während man auf dem Weg nach draußen schon mit der Verarbeitung der Eindrücke beginnt, passiert man das letzte Bild – einen Kopf voller Häuser von Helmut Middendorf. *Brigitte Schultz*

Kupferstichkabinett, Kulturforum Potsdamer Platz, Matthäikirchplatz 4, 10785 Berlin; bis 8. Januar, Di–Fr 10–18, Sa und So 11–18 Uhr. Der Katalog kostet 19,90 Euro.



London RIBA-Award an jungen deutschen Architekten verliehen

Bei der Preisverleihung des ehrwürdigen Royal Institute of British Architects (RIBA) gab es in diesem Jahr eine Überraschung, die auch prompt von der englischen Tagespresse aufgegriffen wurde: „New loo rolled out as building award winner“ titelte der „Guardian“. Zu den insgesamt sieben, meist renommierten Gewinnern wie Lord Foster (Millau Viadukt), Lord Rogers (Mossbourne Community Academy) und Zaha Hadid (BMW-Werk Leipzig) gesellte sich der in London wirkende deutsche Architekt Henning Stummel mit seinem nur fünfzehn Quadratmeter großen Toilettenanbau. Der kleinste Beitrag dieses Jahres wurde mit dem Titel „Bestes Bauwerk in London“ ausgezeichnet.

Die Planungsgeschichte dieser sanitären Überraschung liest sich wie der Kampf des Architekten mit den Ungeheuern des Planungsrechts. Henning Stummel, Absolvent der TH Darmstadt und der ETH Zürich, gründete nach Jahren der Praxis bei Richard Horden, Norman Fos-

ter und zuletzt bei David Chipperfield im Jahr 2000 ein Architekturbüro in London. Vier Jahre später vollendete er sein eigenes Wohnhaus im Zentrum der Stadt: Er baute ein schmales, denkmalgeschütztes Georgian Townhouse aus und versah es im Hinterhof mit dem besagten Nasszellenanbau. Im britischen Planungsrecht findet sich der recht auslegungsfreundliche Satz, dass alle Veränderungen „im Einklang mit dem vorhandenen Umfeld“ erfolgen müssen. Wohlweislich plante Stummel den Anbau als „reversible Konstruktion“, nämlich als komplettes Holzständerwerk mit äußerer Bepunktung. Als Fenster definierte er satinierte Plexiglasstreifen, die scheinbar willkürlich über die beiden Außenwände verteilt wurden. Die in de-



zenten Grautönen gehaltene Fassade ergibt ein eher abstraktes Gesamtbild, einem Tarnanstrich nicht unähnlich. Im Inneren sind die auf drei Ebenen übereinander liegenden Bäder bündig und vollständig mit weißen Plexiglasscheiben verkleidet. Alle Leitungen verschwinden in einem Schacht zwischen Bestand und Anbau. Trotz dieser sensiblen Vorgehensweise des Architekten entbrannte ein achtzehn Monate währender Streit um die Baugenehmigung. Die Verleihung des RIBA-Architekturpreises für diese minimale Intervention im Stadtbild setzt also ein Fanal im innovativen Umgang mit historischer Bausubstanz. Inzwischen wurde Stummels kleine Architektursensation auch als Anwärter für einen weiteren britischen Architekturpreis, den Stephen Lawrence Preis, nominiert. *Christian Breising*



Wien a_schau III

Mit der Eröffnung der dritten und letzten Ausstellungsetappe ist die „a_schau“ nun in der Gegenwart angekommen. Nach der letztjährigen Präsentation der österreichischen Architektur zwischen 1850 und 1918 und dem vor kurzem zu Ende gegangenen Rückblick auf den Zeitraum 1918 bis 1958 widmet sich das Architekturzentrum Wien nun dem zeitgenössischen Baugeschehen. Gemeinsam mit den ersten beiden Teilen, die in komprimierter Form bestehen bleiben, zeigt die Schau fortan als Dauerausstellung ein Gesamtbild der österreichischen Architektur des 20. und 21. Jahrhunderts.

Das Jahr 1958 bedeutete in mehrfacher Hinsicht einen Aufbruch. Damals entstanden Schlüsselbauten der österreichischen Nachkriegsmoderne wie Karl Schwanzers Pavillon für die Weltausstellung in Brüssel oder Roland Rainers Böhler-Haus in der Wiener Innenstadt. Mit dem EXPO-Gebäude, das später in Wien als Museum des 20. Jahrhunderts diente, gab die junge Republik ihre erste architektonische Visitenkarte im Ausland ab, Rainers Büroanbau mit seiner Aluminium-Glas-Fassade inmitten gründerzeitlicher Prunkbauten wiederum zeugte vom neuen Selbstverständnis österreichischer Architekten. Im selben Jahr wurde Roland Rainer auch zum Stadtplaner von Wien berufen und traf in dieser Funktion bis heute gültige Aussagen zur Entwicklung der Metropole. Zeitgleich wandten sich jüngere Architekten und Künstler erstmals gegen den vorherrschenden technokratischen Funktionalismus – etwa Günther Feuerstein mit seinem „Manifest der inzidenten Ar-

chitektur“ oder Friedensreich Hundertwasser mit dem „Verschimmelungsmanifest“. Heute etablierte Stars der Wiener Szene wie Hans Hollein, Laurids Ortner oder Wolf Prix entwarfen in den 60er Jahren unterirdische Städte, wolkenähnliche Gebilde oder Konstrukte à la Archigram – die ebenfalls in der Ausstellung gezeigten Realisierungen ihrer Utopien 40 Jahre später verfügen dagegen über deutlich weniger Esprit. Ungebrochene Strahlkraft hingegen besitzen manche Sozialbauten aus der Zeit des Wirtschaftswunders – zum Beispiel die „Stadt des Kindes“, mit der Anton Schweighofer eine urbane Alternative zur „geschlossenen Heimhaltung“ von Kindern und Jugendlichen schuf, oder die Kirchen und Seelsorgezentren von



Fritz Wotruba, Rudolf Schwarz und der Arbeitsgruppe 4. Symptomatisch für die 70er und 80er Jahre präsentiert die a_schau, die sich insbesondere auch dem Wohnbau widmet, außergewöhnliche Großwohnanlagen und Siedlungsbauten am Stadtrand von Wien, Linz oder Salzburg. Leider fehlt dabei eine für unkundige Besucher wichtige Differenzierung zwischen nach wie vor modellhaften Projekten – wie Harry Glücks Wohnpark Alt Erlaa oder Roland Rainers Gartenstadt Puchenau – und bis heute eindeutig problematische Wohnbauten. Als Antithese zu den Großformen des Wohnbaus erlangten ab den frühen Siebzigern Partizipation und Nachhaltigkeit zunehmende Bedeutung in der Architektur. Pionier wie Fritz Matzinger und Ottokar Uhl gelang es mit ihren gemeinschaftsfördernden Wohnhäusern bis dato allerdings nicht, den heimischen Wohnbau auf einer breiteren Basis zu „demokratisieren“ – die „Vorarlberger Baukünstler“ hingegen begründeten mit ihrer Hinwendung zum ebenso günstigen wie ökologischen Baustoff Holz einen anhaltenden Trend.

„Mind-Expander I“ heißt ein Möbel von Haus-Rucker-Co aus dem Jahr 1967 (links), das auf der a_schau in Wien zu sehen ist. Die Ausstellung dokumentiert 420 Bauten von 170 Architekten und versteht sich als „permanentes Schaufenster“ zur österreichischen Architektur. Mit dabei auch die 1965–67 erbaute Kirche S. Emmaus in Völs von Josef Lackner (unten).

Rechts: Der S-Bahnhof Halle Neustadt könnte in Zukunft als Kulturzentrum genutzt werden.

Foto links: Archiv Günther Zamp Kelp; Foto unten: Achleitner Archiv; Fotos rechts: J. D. Hanisch



Halle Neustadt Internationale Sommerschule

Die Zugänge zu den Gleisen sind vernagelt, ein Souvenirladen verkauft Reste von Plattenbauten, Jugendliche trainieren auf der innen liegenden Scatepipe – der S-Bahnhof Halle Neustadt bot den Teilnehmern der „Internationalen Sommerschule Halle“ ein perfektes Schrumpfende-Städte-Szenario. Knapp einen Monat lang, vom 9. September bis zum 2. Oktober, kamen Künstler und Architekten in die 1964 gegründete Neustadt von Halle, arbeiteten in leer stehenden Büroräumen und präsentierten in der Bahnhofshalle ihre Ergebnisse. Die Kooperationspartner der Sommerschule setzten dabei unterschiedliche Schwerpunkte: „Welche Rolle spielt der Staat?“, fragte etwa das Thalia Theater Halle, während sich die Stiftung Bauhaus Dessau und die IBA Stadttumbau 2010 auf die Suche nach der potentiellen Schönheit der Neustadt machten. Ob bei den Workshops und Kunstaktionen im öffentlichen Raum (u. a. baute eine Gruppe aus Halle und Istanbul Stadtmöbel aus alten Türen und führte Interviews mit Bewohnern) langfristige Strategien im Umgang mit dem Leerstand entwickelt werden konnten, bleibt angesichts der eher freien Arbeiten fraglich. Wichtigstes Ergebnis der „Experimentierwerkstatt“ scheint, dass die Zukunft des S-Bahnhofs konkreter wird: Der in diesem Jahr gegründete Verein ZfzK (Zentrum für zeitgenössische Kultur) bemüht sich um den Erhalt des 60er-Jahre-Gebäudes und plant weitere temporäre Nutzungen. *Anne Boissel*

Weitere Informationen online unter www.is-halle.de